

ASSAF ZEEVI

WIE  
DENN SONST,  
WENN NICHT  
*gemeinsam?*

Eine hoffnungsvolle Reise  
durch den Nahostkonflikt

SCM  
Hänssler

# SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.

Die Namen einiger Personen im Buch wurden aus Gründen der Anonymität verändert.

© 2022 SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH

Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen

Internet: [www.scm-haenssler.de](http://www.scm-haenssler.de); E-Mail: [info@scm-haenssler.de](mailto:info@scm-haenssler.de)

Die Bibelverse sind folgender Ausgabe entnommen:

Elberfelder Bibel 2006, © 2006 by SCM R. Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH,  
Witten/Holzgerlingen.

Lektorat: Christiane Kathmann, [www.lektorat-kathmann.de](http://www.lektorat-kathmann.de)

Umschlaggestaltung: Grafikbüro Sonnhüter, [www.grafikbuero-sonnhueter.de](http://www.grafikbuero-sonnhueter.de)

Titelbild: Boris Diakovsky, Sopotnicki (shutterstock.com)

Autorenfoto: © Assaf Zeevi

[www.assafzeevi.com](http://www.assafzeevi.com); E-Mail: [info@assafzeevi.com](mailto:info@assafzeevi.com)

Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach

Druck und Bindung: Finidr s. r. o.

Gedruckt in Tschechien

ISBN 978-3-7751-6116-9 · Bestell-Nr. 396.116

# Inhalt

Vorwort .....	7
Kindheit und Jugend im Schatten des Konfliktes .....	9
<b>Eine Reise durch die Geschichte .....</b>	<b>27</b>
Am Anfang (bis 1948) .....	29
Im geteilten Land (1948–1967) .....	52
Zwanzig entscheidende Jahre (1967–1987) .....	62
Experimentieren und scheitern (seit 1987) .....	76
<b>Eine Reise durch die Realität .....</b>	<b>97</b>
Verstehen will ich .....	99
Siedler .....	101
Palästinenser .....	135
Ostjerusalemer .....	202
Israelische Araber .....	212
Israelische Juden .....	234
<b>Eine Reise hin zum Frieden .....</b>	<b>257</b>
Worum geht es eigentlich? .....	259
Wieso ist alles gescheitert? .....	264
Wie denn sonst? .....	269
Epilog .....	277
Anmerkungen .....	279

# Kindheit und Jugend im Schatten des Konfliktes

Bevor wir zu den Anfängen des Konfliktes gehen, möchte ich dir aus meiner Kindheit und Jugend erzählen. Nicht um meine Person in den Mittelpunkt zu stellen. Auch nicht, weil meine Biografie besonders interessant wäre. Diese könnten in ähnlicher Form Millionen Israelis haben – und genau aus diesem Grund möchte ich diese Einblicke bieten. Außerdem wird durch diese Einblicke verständlich, weshalb ich mich der Suche verpflichtet fühle.

## Chloempfindlichkeit und PLO

Ich bin 1982 in Israel geboren. Das erste Mal, dass ich etwas über Araber gehört habe, war im Alter von drei Jahren. Draußen fuhr ein alter offener Transporter sehr langsam vorbei. Aus einem Lautsprecher hörte man: »Altisachen, Altisachen!«

»Mama, was heißt *Altisachen*?«, fragte ich meine Mutter aufgeregt.

»Schrott«, erklärte sie, »es ist ein Schrottsammler.«

»Wieso hat er ein blaues Nummernschild?«, erkundigte ich mich, denn alle anderen Nummernschilder waren gelb.

»Weil er aus den *Schtachim* kommt.«

Sicher ahnte meine Mutter, dass die nächste Frage sofort folgen würde. »Was sind die *Schtachim*?«

»Das sind Gebiete, wo viele Araber wohnen«, war die Antwort.

Schon wieder so ein Wort, das ich nie gehört hatte. »Was sind Araber?«

»Menschen. Sie sprechen Arabisch«, erklärte meine Mutter.

Lange glaubte ich, »Altisachen« wäre ein arabisches Wort, bis ich verstand, dass es Jiddisch war, »alte Sachen« bedeutet und mit schwerem arabischem Akzent vom Tonband des Schrottsammlers kam.

Vom Konflikt habe ich mit fünf Jahren zum ersten Mal etwas wahrgenommen. Ich war bei einem Freund zu Besuch. Wir Jungen durften oben alleine in die Badewanne gehen, während unsere Mütter sich unterhielten. Dort oben übten wir das Rutschen. Dabei maßen wir aus, wer das Wasser weiter spritzte. Das Reihenhaus in der Stadt Netanya, in dem mein Freund wohnte, war damals sehr modern. Vom offenen oberen Flur konnte man ins Wohnzimmer sehen und hören. Dort lief im Fernsehen gerade das Nachrichtenjournal von 17 Uhr.

Zwischen den Spritzwellen hörten wir Stimmen aus dem Fernseher, die darüber sprachen, Gespräche mit Aschaf seien verboten. Ich hatte keine Ahnung, wer Aschaf war, aber die Ähnlichkeit mit meinem Namen fiel mir auf. Nach jedem Rutschen schrie ich laut: »Und jetzt ist Aschaf dran!«

Irgendwann kamen unsere Mütter. Sie waren verärgert über die Spritzerei. Das ganze Bad stand unter Wasser, unsere Hintern waren rot.

Auf die Frage, was wir da machten, behauptete ich, es wäre nicht ich, sondern Aschaf gewesen. »Wer?«, fragte die Freundin. »Aschaf«, gab ich meine klare Antwort. Unsere Mütter lachten und fragten, wer Aschaf sei. Ich sagte, es wäre der, mit dem man nicht reden darf. Mit Lachtränen in den Augen erklärte die Freundin meiner Mutter, man dürfe Aschaf nicht laut sagen, weil es böse Leute seien, Terroristen. Auch dieses Wort hörte ich nun zum ersten Mal.

Ich stellte keine weiteren Fragen, weil mir der Popo brannte. Die Freundin meiner Mutter putzte ihre neue Badewanne mit dem damals in Israel üblichen Generalputzmittel Ekonomika, einem Bleichmittel aus Chlor. Mein Po wurde glühend heiß und ich musste weinen.

Ein Jahr später wurde ich eingeschult. In der ersten Schulwoche sah ich abends in den Nachrichten Bilder von steinwerfenden verummumten Männern. Man sprach über Brandsätze. Während ich von meinem Vater wissen wollte, was Brandsätze seien, hörte ich den Namen Jassir Arafat und seinen Titel »Kopf von Aschaf«. So erhielt ich von meinem Vater neben der Erklärung zu Brandsätzen noch eine weitere Information: Aschaf ist der hebräische Name der Organisation zur Befreiung Palästinas, PLO.

Es waren die Tage der Ersten Intifada. Kampagnen brachten uns Kindern bei, herrenlose Taschen nicht anzufassen. Einmal sahen wir in einem Aufklärungsfilm in der Schule eine auf einem Schulhof deponierte Wassermelone, die eine getarnte Bombe war. Auch Colaflaschen sollten wir immer vor dem Öffnen kontrollieren. Wenn sie nicht ganz verschlossen waren, könnte jemand Glaspulver hineingeschüttet haben. Sowohl die Wassermelonenbombe als auch die tödliche Cola hatte es leider wirklich schon gegeben.

## Ein Ausflug in die Gebiete

Eines Tages fragte mich mein Vater, ob ich mit ihm einen Kollegen besuchen wolle. Er wohne in einem Ort, an dem wir noch nie gewesen waren, und die Fahrt dorthin führe durch eine schöne Landschaft. Ich war acht Jahre alt und hatte eine ausgeprägte Liebe zu Natur und Landschaft und eine spürbare Abenteuerlust. Natürlich sagte ich Ja. Im Auto zeigte mir mein Vater eine Handpistole. Ich hatte noch nie vorher eine Pistole gesehen und war von ihrer geringen Größe überrascht. Ich wunderte mich, dass wir überhaupt eine Pistole hatten. In meiner Welt besaßen nur Polizisten oder Diebe so etwas.

Als ich mich erkundigte, wieso die Pistole so klein sei, antwortete mein Vater: »So kann ich sie besser verstecken.« Auf die Frage, wozu wir überhaupt eine Pistole

bräuchten, erklärte er: »Wir fahren in die Schtachim.« Den Ausdruck kannte ich aus der Schrotthändlerdiskussion, jetzt fragte ich genauer nach.

Mein Vater erzählte, die Armee hätte diese ehemals jordanisch besetzten Gebiete vor über zwanzig Jahren eingenommen, aber eigentlich sei es die Region, in der sich die Geschichte des Volkes Israel abgespielt und in der zur biblischen Zeit unsere Vorfahren gelebt hatten. Er erklärte: »Die Gebiete bestehen aus zwei Hauptlandschaften, Judäa und Samarien, und wir befinden uns auf dem Weg in den Ort Kdumim im Herzen Samariens.«

Mein Vater bat mich darum, meiner Mutter weder etwas von den Schtachim noch von der Pistole zu verraten, sie würde sich sonst zu viele Sorgen machen.

Die felsigen Hügel, durch die wir nun fuhren, gefielen mir besser als das bebaute Flachland zuvor. Die Straße wurde kurvig und mein Vater legte sich die Pistole auf den Schoß. Schließlich sagte er, ich solle mich ducken. Besonders an solchen Kurven könnten sich Terroristen verstecken und Steine werfen. Geduckt auf dem Boden vor dem Beifahrersitz unseres Opel Kadett wirkten die Bedenken meiner Mutter auf einmal nicht so übertrieben. An jeder Kurve rechnete ich mit Steinen. Ich stellte mir vor, wie mein Vater mit der winzigen Pistole aus dem Auto schoss und die Terroristen nur über ihre geringe Größe lachen.

Wir kamen jedoch ohne Zwischenfälle an. Der bärtige Kollege meines Vaters, ein Physiklehrer, zeigte uns stolz Haus und Hobby. In mehreren Reihen baute er Blaubeeren an, denn das örtliche Klima war kühl genug. Die Pflanzen standen in schwarzen Säcken auf dem kahlen Kalkboden. Schwarze Plastikschläuche bewässerten mit einem Tropfsystem die kleinen Sträucher. Unser Gastgeber trug eine Kippa, Quasten, ein kariertes Hemd, eine Hose mit Bügelfalten und Sandalen.

Mein Vater war sehr angetan von der Pflanzung, denn sie erinnerte ihn an seine Kindheit in Budapest, wo es in den Wäldern Pilze, Kirschen, Brombeeren und natürlich Blaubeeren gegeben hatte. All das fand man in den israelischen Wäldern nicht.

## Gasmasken und Kakaotüten

Im nächsten Winter brach der Golfkrieg aus. Er fand weit weg in Kuwait statt, aber trotzdem fuhr unsere sechsköpfige Familie zur Gasmaskenstation. Junge Soldatinnen nahmen uns in Empfang. Meine Eltern bekamen Erwachsenen-Masken und den 13-jährigen Zwillingen passte die Jugendmaske sofort. Meine dreijährige Schwester erhielt einen »Bardas«, der für mich wie ein Astronautenanzug aussah. Sie hatte sogar ein eigenes Gebläse mit Knopf.

Ich wäre genau im Übergangsalter, sagten die Soldatinnen, und setzten auch mir einen Bardas auf. Der Wind vom eigenen Gebläse war herrlich. Ich wollte nichts anderes. Leider war ich doch zu groß und bekam eine Jugendmaske aufgesetzt. Beim Test kam seitlich Luft rein. Ich war zu klein. So bekam ich eine Jugendmaske mit einer angeklebten Plastiktüte. Die Enttäuschung war groß, lieb habe ich das Teil nie gewonnen. Aber eine gute Sache hätte meine Gasmasken, versuchten die Soldatinnen mich zu überzeugen. An der Seite könne man einen Strohhalm einstecken und trinken, während man die Maske trägt.

Im Karton mit dem Tragegurt lagen auch Atropinspritzen. Diese dürften wir Kinder uns nie einspritzen, erklärten die Soldatinnen streng, denn dann würden wir sterben. Das hatte ich auch nicht vor, aber den Gedanken an ein Experiment mit der Nachbarskatze konnte ich lange nicht abstellen.

Zu Hause gestalteten wir das Kinderzimmer in einen Luftschutzraum um, denn einen Bunker hatten wir nicht. Die Außenwände des ärmlichen Hauses aus den Vierzigerjahren waren nicht stärker als zehn Zentimeter, die Holzfenster einfach verglast, die Decke aus Leichtbeton. Meine Eltern beklebten alle Spalten am Fenster mit Paketband und Plastikfolien, um sie abzudichten. Mein Vater erzählte, wir hätten Glück gehabt. Das Paketband war überall ausverkauft, aber er hatte es im arabischen Dorf doch noch bekommen.

Meine Mutter kaufte viele Konservendosen und H-Milch ein und wir holten einen Fernseher und ein Radio ins Zimmer. Meine Mutter stellte außerdem einen Eimer



mit Backsodawasser und einem Putzlumpen neben die Tür, so wie alle instruiert wurden.

Der Alarm kam immer nachts, in der tiefsten Schlafphase. Dann rannten wir ins Zimmer und ich achtete stets darauf, dass unsere Hündin Pizi nicht vergessen wurde. Im Kopf entwarf ich eine Gasmasken für Hunde. Während meine Mutter der Kleinen die Gasmasken aufsetzte und unsere Gasmasken kontrollierte, klebte mein Vater die Tür zu und legte den in Backsodawasser getränkten Putzlumpen vor den Türschlitz. Ich fühlte mich geschützt und vorbereitet.

Einmal wackelte jedoch das ganze Haus und die Fensterscheiben wären beinahe zersprungen. Da verstand ich, dass wir es mit Paketband und Plastikfolien nicht allzu weit bringen würden. Als der Alarm vorbei war und der Armeesprecher mit ruhiger Stimme darum bat, den Luftschutzraum nicht zu verlassen, überraschte uns meine Mutter mit H-Kakaotüten, die wir sonst nie zu Hause hatten. Das lenkte uns von der Sorge ab.

Am nächsten Morgen sahen wir im Fernsehen, wie Männer in der Nacht auf einem Dach in Tulkarm aus Freude tanzten, als sie die Raketen im Anflug sahen. Sie sangen ein Loblied auf Saddam Hussein, der die Raketen hatte abfeuern lassen.

»Wo ist denn Tulkarm«, fragte ich und bekam zur Antwort: »In den Shtachim.«

»Die müssen uns wirklich hassen, Saddam Hussein und die Menschen in den Shtachim«, dachte ich. Ich verstand damals nur nicht, warum.

## Friedenstauben an der Wand

In den Neunzigerjahren lief der Friedensprozess auf Hochtouren und war in aller Munde. Meine politische Wahrnehmung wuchs mit mir. Als Palästinenserführer Jassir Arafat nach Gaza kommen durfte, wo gerade ein palästinensisches Autonomiegebiet entstand, beeilte ich mich nachmittags auf dem Heimweg von der Schule, um die Live-Übertragung zu sehen. Es war aufregend, ich sah lange zu und

freute mich für die Palästinenser. Als Arafat jedoch immer wieder rief: »In Blut und Feuer werden wir dich einlösen, Palästina!«, war ich verwirrt. Ich hatte mit freundlicheren Worten gerechnet. Der Kommentator erklärte etwas über Arafats Verpflichtung zur kämpferischen Rhetorik. Das verstand ich nicht ganz, aber als Kind ist man gewohnt, nicht alles zu verstehen. Ich freute mich trotzdem.

Ein Friedensvertrag wurde mit Jordanien geschlossen. Es liefen Friedensverhandlungen mit Syrien. Es schien so, als würde der Friedenstraum bald Realität. Im Literaturunterricht analysierten wir Friedenslieder, in den Klassenzimmern hingen von uns gebastelte Friedenstauben.

## Die Hoffnung zerplatzt

Zeitgleich bebte das Land immer wieder. Statt vor herrenlosen Taschen fürchteten wir uns nun vor Selbstmordattentätern. Wir hatten Angst, mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu fahren und an Bushaltestellen zu stehen. Am Schultor stand ein bewaffneter Sicherheitsmann.

An einem Januarsonntag im Jahr 1995, zu Beginn der ersten Stunde des Werkunterrichts, hörten wir einen Knall. Wir spürten ihn auch in der Luft, aber nur leicht. Einige Minuten später folgte ein zweiter. Kurz darauf informierten uns die Lehrerinnen, dass es an der drei Kilometer entfernten Kreuzung Beit Lid einen Anschlag gegeben hatte. Ein Selbstmordattentäter hatte sich an einer Bushaltestelle in die Luft gejagt. Während man sich um die Verletzten kümmerte, sprengte sich ein zweiter in die Luft. 22 Menschen waren getötet worden, fast alle Soldaten auf dem Rückweg in die Kaserne nach dem Wochenende zu Hause.

Auf dem Heimweg blieb ich auf dem Hügel stehen, von dem aus die Hügel Samariens im Osten zu sehen waren. Am Fuße der Hügel, in sieben Kilometer Entfernung, lag Tulkarm. Ich blickte auf die palästinensische Stadt und war von der Gewaltbereitschaft und der Barbarei angewidert. Nach einer Weile versuchte ich, mich

in die Lage der Palästinenser hineinzusetzen, und wünschte ihnen, sie würden bald ihren Staat bekommen, so wie wir unseren Staat hatten. Mir ging der Gedanke durch den Kopf, dass die Unabhängigkeit eines Volkes nicht die Verhinderung der Unabhängigkeit eines anderen Volkes bedeuten darf. Noch im gleichen Jahr wurde Tulkarm Autonomiegebiet.

Am Tag des Anschlags kam Premier Jitzchak Rabin zu dem Ort, wo er verübt worden war. Er erklärte, den Anschlag hätten die Feinde des Friedens verübt und wir dürften uns nicht auf dem Weg zum Frieden aufhalten lassen. In den kommenden Monaten hatte jeder eine Meinung über Landabgabe. Viele äußerten sie auf Aufklebern auf dem Auto. Auch ich hatte eine Aufklebersammlung, aber auf der Innenseite meines Kleiderschranks, sodass nur ich sie sah. Rechte warnten vor noch mehr Terror, Linke vor der Kapitulation auf dem Weg zum Frieden. Es war für mich, wie für viele andere auch, nicht auf Anhieb verständlich, weshalb in Zeiten des Friedens immer mehr Anschläge kamen.

Dann kam die Nachricht über Rabins Ermordung. Der Schockzustand dauerte mehrere Tage an.

Kurz vor dem Purimfest 1996 wollte ich mit zwei Freunden nach Tel Aviv fahren, um originelle Kostüme auf dem Flohmarkt zu kaufen, denn Purim feiert man ähnlich wie Fasnacht. Doch meine Mutter meinte, es sei jetzt zu gefährlich, mit dem Bus zu fahren, besonders in Tel Aviv. Ich hätte sie vermutlich überreden können, aber die Mutter meines einen Freundes legte ebenfalls ihr Veto ein und sie hatte schon immer eine ausgeprägte diktatorische Neigung. Wir fuhren nicht.

Nur wenig später jagte sich ein Selbstmordattentäter an der Fußgängerampel an der Dizengofstraße in Tel Aviv in die Luft, wo wir sicher vorbeigekommen wären. Die Nachricht hörte ich aus dem Radio eines vorbeifahrenden Autos, als ich auf dem Fahrrad unterwegs war. Ich fuhr schnell nach Hause, um den Live-Bericht zu schauen. Ein Augenzeuge erzählte, dass der Kopf des Attentäters bis zum Geldautomaten geflogen sei und Innereien von Menschen überall herumlagen. Ich ekelte mich zutiefst.

Ich konnte nicht verstehen, wie tief der Hass in einem Menschen sein muss, der sich bewusst in den Tod begibt, um möglichst viele Unbekannte umzubringen. »Hassen sie uns wirklich so sehr?«, fragte ich mich. »Haben sie so viel Schlimmes erlebt, dass sie zur Märtyrerrache bereit sind? Sind sie vom Leben so verzweifelt?«

Langsam wurden die ersten Namen der Opfer bekannt gegeben. Unter den 13 Ermordeten waren auch drei 14-jährige Freundinnen aus einem Nachbarort. Sie hatten wie wir Purim in Tel Aviv feiern wollen. Sie waren bei den Pfadfindern, wie wir. Wir kannten sie nicht persönlich, wussten aber, dass wir im letzten Juli im selben Sommerlager bei Nazareth gewesen waren. Auch wir hätten unter den Opfern sein können.

Im Fernsehen folgten Videoausschnitte aus palästinensischen Städten. Frauen verteilten Baklava auf der Straße. Menschen klatschten mit ausgestreckten Fingern in runden Bewegungen in der typischen arabischen Freudengeste, Frauen ululierten. Ich war erschüttert, wütend. Meine Gedanken waren nun von Zorn geprägt, von schmerzhafter Enttäuschung und Trauer. Ich radelte zu dem Hügel, obwohl es schon fast dunkel war, und blickte wieder nach Samarien hinüber. In den israelischen Dörfern sprang gerade die gelbe Straßenbeleuchtung an, in der Ferne schimmerte Tulkarm in seinen weißen Neonlichtern. »Dann eben nicht«, dachte ich. »Es wird keinen Frieden mit Menschen geben, die solche monströsen Taten ausführen und es anschließend feiern. Lieber sollten wir uns voneinander trennen. Wenn wir die Gebiete, in denen sie leben, sowieso abgeben, sollte es eine richtige Grenze geben.«

Wie viele Jugendliche hörte ich gern den Rockstar Aviv Geffen. In seinem Lied »Shalom« drückte er die Skepsis für mich treffend aus:

Hallo Frieden, gut, dass du schon gekommen bist,  
weil wir hier Angst hatten.

Hallo, Frieden, die Toten würden sterben, um dich heute zu sehen.  
Kannst du jedoch die Klagemauer vom Blut reinigen?

Kannst du jedoch alle nach Hause zurückbringen?

Hallo, Frieden, bist du heute mit der Linie 5 hergefahren?

Hallo, Frieden, dich findet man nirgendwo mehr.<sup>1</sup>

Nichts rechtfertigte in meinen Augen die Ermordung von Zivilisten, erst recht nicht von Jugendlichen. Wenn palästinensische Extremisten die Autonomiegebiete als Angriffsbunker ausnutzten, durfte es mit der Landabgabe nicht weitergehen. Ich wollte etwas dagegen tun.

## Zwischen rechts und links

Vor den bevorstehenden Neuwahlen lud mich ein Klassenkamerad zur Likud-Jugend ein. Zusammen standen wir auf dem Unabhängigkeitsplatz in Netanya und verteilten Flyer. Wir trugen T-Shirts mit dem Aufdruck »Netanjahu. Wir machen einen sicheren Frieden«. Von der Notwendigkeit eines »sicheren Friedens« war ich überzeugt.

Anlässlich des Festes »Lag BaOmer« nahmen wir an einem zweitägigen Ausflug der Likud-Jugend zum Berg Meron teil. Benjamin Netanjahu kam ebenfalls und bedankte sich bei uns. Ihn live zu sehen, machte mich stolz, aber als ich die anderen Teilnehmer betrachtete, verstand ich, dass ich weder wirklich zu dem Profil der Likud-Jugend noch zu dem der Berg-Meron-Besucher passte. Die Feier besuchten fast nur Orthodoxe und die meisten Mitglieder der Likud-Jugend waren orientalisches-tämmig. Aufgrund meines aschkenasischen Aussehens und der fehlenden Kippa zeigte sich auf den Gesichtern der anderen eine gewisse Überraschung, als sie mich sahen.

Im Mai gewann Netanjahu die Wahlen. In den kommenden Jahren bis 2000 pendelten meine Positionen. Anschläge waren immer wieder wie Ohrfeigen im Halbschlaf, wurden aber seltener. In mir war die Hoffnung auf Frieden nicht gestorben

und wir glaubten weiterhin, uns in einem Friedensprozess zu befinden. Auf der Innenseite meiner Schranktür überklebte ich die Aufkleber der Likud mit denen der linken Partei Merez.

## Ein Unterricht für das Leben

Am Ende des neunten Schuljahrs an unserer Kibbuzschule mussten wir für die Bagrut, die israelische Hochschulreife, zwei Leistungskurse wählen. Die Arabisch-Grundkenntnisse aus den drei Pflichtjahren reichten mir nicht, denn ich wollte meine Nachbarn verstehen können, deshalb wählte ich den Arabisch-LK.

Im letzten Schuljahr machte unser Arabisch-LK eine Exkursion nach Wadi Ara, wo Araber und Juden nahe beieinanderleben. Wir setzten uns mit der Lebensrealität und mit der Frage der Identität auseinander. Unter anderem waren wir in Barta'a, einem geteilten arabischen Dorf. Die eine Hälfte befindet sich auf israelischem Boden, die andere im palästinensischen Autonomiegebiet.

Als ein örtlicher Redner zu lange vor der Moschee sprach, verschwand ich mit einem Freund in den Tante-Emma-Laden nebenan. Beim Kauf einer Coladose und einer Tüte *Bamba* – das sind Erdnussflips, die in Israel als Nationalsnack gelten – wurde ich mit zwei Tatsachen konfrontiert. Erstens: In den palästinensischen Gebieten waren die Produkte fast alle israelisch. Zweitens: Die gleichen Produkte kosteten etwa ein Viertel. Dass *Bamba* nebenan nur 1,5 Schekel kostete, ließen wir gleich die ganze Klasse wissen. Zwar verhinderte die Lehrerin, dass daraufhin alle Schüler in den Laden rannten, aber wir hatten etwas Wichtiges fürs Leben gelernt: Einkaufen bei Palästinensern lohnt sich.

An einem Aussichtspunkt erzählte unser Gastgeber, die roten Ziegeldächer würden sofort verraten, dass wir auf jüdische Ortschaften schauen. »Die Juden kommen aus Europa und dort sind Ziegeldächer typisch, zum Beispiel in Deutschland oder in der Schweiz«, erklärte er. Die Juden hätten diese Bauweise mitgebracht und daran

könne man sehen, dass sie hier eigentlich ortsfremd seien. In den arabischen Orten gäbe es nur Flachdachhäuser, ergänzte er. Das klang im ersten Moment richtig. Während ich jedoch die weitläufige arabische Bebauung im Tal betrachtete, zählte ich viele rote Ziegeldächer. In einer der beiden jüdischen Ortschaften befanden sich dagegen zwei Häuserreihen mit flachen Dächern im Neubaugebiet.

Bei einem Jugendaustausch in Südwestfalen hatte ich ein paar Monate zuvor nur schwarze Ziegeldächer gesehen. Daher stellte ich unserem Gastgeber die Frage, ob die Häuser mit den roten Ziegeldächern unten nicht arabisch wären. Mit den Farben der Dächer in dem Teil Deutschlands, den ich kannte, wollte ich ihn nicht konfrontieren. Er lächelte und sagte, im arabischen Sektor in Israel würden die modernen Araber inzwischen auch rote Ziegeldächer wollen. Es wäre ein Statussymbol und letzten Endes ein Einfluss der Juden. In den palästinensischen Gebieten würden die Araber aber keine roten Ziegeldächer bauen. Dort wollten sie den Juden nicht zu sehr ähneln. Die Palästinenser in den Autonomiegebieten, fuhr er fort, würden über die israelischen Araber wegen ihrer roten Ziegeldächer lachen und sie als »veraschkenasierte Araber« bezeichnen.

Ich war erstaunt, dass die Araber uns besser zu kennen schienen, als wir dachten. Die Frage, ob die Juden im Neubaugebiet vom arabischen Baustil beeinflusst waren oder ob ihre neue Bauweise eher bedeutete, dass sie im Land »angekommen« waren, hat mich später noch länger beschäftigt.

Zurück an der Schule fragten wir unseren Lehrer Hassan, ob er uns mitnehmen würde, denn unser Wohnort lag auf seinem Heimweg. Er nickte und wir stiegen in seinen grünen Honda Civic. Kurz vor der Schnellstraße fuhr plötzlich ein Traktor auf die Straße, obwohl wir Vorfahrt hatten. Geschickt wich Hassan ihm aus und schimpfte: »Wo kam dieser Sohn einer Hure her?« Auf Hebräisch.

Mir wurde bewusst, dass Hassan sehr tief im Hebräischen lebt. Er war ein gutes Zeugnis für seine Integration. Ich dachte über das umgekehrte Verhältnis nach und bemerkte, dass sehr viele Schimpfwörter, die wir Juden verwenden, arabisch sind. Im Schimpfen also klappte es wunderbar.

Im Auto lachten wir alle, samt Hassan. Ihm war aber nicht bewusst, dass wir aus zweierlei Gründen lachten. Abgesehen von der außergewöhnlichen Schimpferei aus dem Mund eines Lehrers war sein Satzbau so korrekt, dass ein Muttersprachler es nie so gesagt hätte. Ganz wie ein Jude war Hassan also doch nicht.

## Mit dem Wind weggeflogen

Eine andere Lehrerin kannte meine politische Neugier. Nachdem ich mich bei Arbeiten für Themen wie »Die Rolle des Flüchtlings-Daseins in der palästinensischen Identität« entschieden hatte, wäre es auch schwer gewesen, diese zu übersehen. Eines Tages kam sie auf mich zu und erzählte, dass die Soziologielehrerin an einer Reihe von Begegnungen mit palästinensischen Kollegen und Kolleginnen teilnehmen würde. Meine Lehrerin fragte mich, ob ich zu ihrem nächsten Treffen nach Jerusalem mitfahren wolle.

Die Soziologielehrerin kannte ich nicht persönlich. Ich wusste nur, dass sie ihren Pudel überallhin mitnahm, sogar zur Toilette. Auf eine Fahrt mit dem Pudel hatte ich nicht wirklich Lust, aber die Gelegenheit schien mir interessant. Ich fuhr mit.

Die 100 Kilometer im Renault Clio waren schlimmer als erwartet. Der Hund kam vom Regen nass ins Auto, doch das war nicht das Schlimmste. Der arme Renault musste viel mitmachen, die Lehrerin benutzte nämlich nur die ersten drei Gänge. Nach 20 Kilometern auf der vierspurigen Schnellstraße nahm ich all meinen Mut zusammen und fragte, ob es einen besonderen Grund gäbe, dass sie nicht hochschaltete. Ich hatte Angst, bald in einer Qualmwolke stehen zu bleiben.

»Als ich den Führerschein gemacht habe, hatten die Autos nicht so viele Gänge«, erklärte sie. Mit dieser Antwort verblüffte sie mich fast mehr, als es die Fähigkeiten des Autos taten.

In Jerusalem zeigte sich, dass auch das Navigieren nicht die Stärke dieser Lehrerin war, denn wir landeten mitten im ultraorthodoxen Viertel Me'a Sche'arim. Ich



kannte Jerusalem nicht gut und konnte nicht helfen. Als wir endlich einen altstadtnahen arabischen Stadtteil erreichten, war die Lehrerin richtig erleichtert – normalerweise reagieren Juden eher umgekehrt.

Das Treffen hatte schon längst begonnen und ich durfte mich den etwa vierzig Lehrerinnen und Lehrern kurz vorstellen. Die Moderatorin lächelte mich an und sagte, ich könne Fragen aufschreiben und diese später stellen. Für meine Arbeit wollte ich die Meinung palästinensischer Teilnehmer zum Thema Demokratie in den palästinensischen Autonomiegebieten hören. Ich formulierte Fragen zur Pressefreiheit, zur Meinungsfreiheit, zu Rechten der christlichen Minderheit, zur Lage der Frau und zur Machtregulation des Präsidenten Arafat. Ich dachte, die palästinensische Gesellschaft hätte sicher eine gute Ausgangslage, denn sie bauten ihren zukünftigen Staat gerade erst auf.

In der Pause erwischte mich die kühle Jerusalemer Bergluft ganz unvorbereitet. Bei uns an der Küstenebene blieb es abends viel wärmer. Die Lehrerin schaute nach ihrem Pudel, ich blickte auf die Altstadtmauer und war von den schönen Lichtern fasziniert. Als ich in den Raum zurückging und meine Fragen nochmals durchgehen wollte, lag mein Spiralheft anders, als ich es hinterlassen hatte, und die Seite mit den Fragen war verschwunden. Ich schaute nach rechts und links. Ein älterer arabischer Mann mit Sakko sah in meine Richtung. Meine Frage, ob er vielleicht jemanden bemerkt habe, der mein Heft in die Hand genommen hatte, verneinte er. Ich erklärte, dass eine Seite fehlte. Er meinte, ich hätte doch noch genug Seiten übrig. »Ja«, antwortete ich, »aber gerade auf der Seite hatte ich mir Fragen für heute notiert.« Der Mann machte eine Handbewegung, die »weg« bedeutet, und sagte auf Arabisch »tachalak ma'a er-rikk« (»mit dem Wind weggeflogen«). Ich verstand nicht, was er damit meinte.

Eine jüdische Lehrerin nahm mich zur Seite und erklärte, jemand wolle wahrscheinlich die peinliche Situation vermeiden, die solche direkte Fragen verursachen würden. Ich solle es nicht persönlich nehmen, es sei bei den Arabern wohl anders.